

Brita Steinwendtner

Anlässe, Fragen und Träume

tandem : essay 5

Inhaltsverzeichnis

<i>Fabulieren und fragen</i>	5
Das Nussbaumblatt	7
Das Suchen suchen	9
Die Maus. Kleine Parodie	16
Die vielen Welten der Kunst	21
Was bedeutet ein Wort?	27
<i>Spurensuche</i>	35
... der ich hier niedrig steh im Licht	37
Zu Theodor Kramer	
Das schmerzhafteste Getriebe, das wir Leben nennen	46
Zu Erich Landgrebe	
Trunken sein wie Baum und Erde, Meer und Strom	53
Zu Rudolf Bayr	
Wien, Salzburg und andere Ortlosigkeiten	61
Zu Ilse Aichinger	
bin eiland im weltenall	74
Zu H. C. Artmann	
Blickt ins Land, so vergeht die böse Dummheit	86
Versuch über Peter Handkes Salzburg-Wege	
Kein Idyll im Salzkammergut?	95
Christoph Ransmayr, Hubert von Goisern	
<i>Anlässe</i>	111
Für Friederike (Mayröcker)	113
Poetisch und polemisch	116
Laudatio auf Karl-Markus Gauß	

Schreiben und schreien	127
Laudatio auf Hans Eichhorn	
Der Verzicht, die Alm und die Alserstraße	135
Zu Bodo Hell	
Die Parzelle der Jetztzeit	145
Peter Stephan Jungk zum 70. Geburtstag	
Lammzungen in Cellophan verpackt	150
Zu Erwin Einzingers erstem Gedichtband	
Der Zauber von Cerreto	160
Zu Walter Kappachers Italien	
Die Utopie	166
Zu Ilija Trojanows Roman Tausend und ein Morgen	
Die Realität	172
Zu Juri Andruchowytchs Roman Radio Nacht	
<i>Zerstörte Hoffnung</i>	179
Stichwort: Kriegerdenkmal	181
Es war ein Vorspiel nur	187
Rede zur Bücherverbrennung auf dem Salzburger Residenzplatz 2022	
Nicht schuld daran zu sein	196
Diskussion zum Thema Krieg und Frieden mit Julya Rabinowich	
<i>Kindsein</i>	205
Stelzhamerstraßenland	207
Der Himmel über dem Stodertal	219
Träume dir dein Leben schön ...	224
Anmerkungen und Dank	226
Quellenverzeichnis	228

Fabulieren und fragen

Das Nussbaumblatt

Die Membran der Zeit, denke ich, als ich den Ton höre. Zeit ist das Krummschwert aller, die Anfang und Ende denken müssen, Aufstieg und Untergang, Willkommen und Abschied. Wir haben gerade beschlossen, all das zu leugnen, es gibt Augenblicke, in denen man das kann. Man haut auf den Tisch und sagt: Ich will nicht Sklave sein. Das war so ein Moment – warum sind alle Worte auf ein Zeitmaß bezogen? –, er war nicht groß, aber leuchtend. Ein Sonntagmorgen, Tee aus Yunnan, Schinken, knuspriges Weißbrot, Käse, Äpfel mit frischer Ingwerwurzel, müde Lider, wache Sinne, die Wärme deiner Hand. Sonne über dem herbstlichen Garten, goldnes Laub, blauer Himmel, schmelzender Reif auf weißem Gras.

Dieser Ton. Zwischen den Worten: dieser Ton. Da und wieder. Winzige, sekundenbruchteilhafte – und wieder die Zeit – Explosionen. Aber angstfrei. Wie Übermut. Ein Ton ohne Dornen. Er hat keine Erde im Mund. Er komponiert sich selbst: Adagio, Andante, Stakkato. Er schnalzt, er sprüht, er singt, er klingt. Er steigt auf. Er springt ins überfrorne Gras. Lass mich leben, lass mich sterben, lass mich einfach sein.

Es sind die Nussbaumblätter, die es vom Baum sprengt. Frost über Nacht, Metamorphose in der Morgensonne. Im Fallen streifen die siebenfiedrigen Blätter andere Blätter, Äste, Zweige, den Stamm, stoßen auf Grund. Jede Berührung hat ihren eigenen Ton. Zärtlich, grob, flüchtig. Raschelnd, rauschend, dumpf. Die Sonne steigt, die Blätter fallen, Xylophon der Zwischenzeit. Nussbaumblattsymphonie. Musik für eine Stunde, deine Wärme, keine Worte.

Dann ist es vorbei. Stille. Der Baum leer, die Blätter in einem vollendeten Rund unter der Krone. Schutz für die Wurzeln. Goldschönheit auf dem Gras, das jetzt in warmem Grün glänzt. Die andere Form. Die Zeit. Der Ton zwischen dir und mir.

Das Suchen suchen

Verloren. Ich habe es verloren.

Wann, wurde ich gefragt, wo und wie konnte das geschehen und ich wusste es nicht und weiß heute nicht einmal mehr, was ich verloren hatte, nur noch, dass es etwas Wichtiges gewesen sein muss und ich tagelang gesucht hatte und das Suchen wie der Golem auf dem Titelbild von Gustav Meyrinks Roman über mir stand und nach mir griff. Ich war noch ein Kind.

Es waren Ferien. Und dann fuhren wir nach Italien.

Der Raum war dunkel, riesig, vielfach überwölbt. Nichts zog den Blick himmelwärts. Weihrauch in dickem Dunst. Irgendwo glänzte es golden, funkelte auf im Flackern vieler Kerzen. Flüstern war überall, kam aus den Pfeilern, verkroch sich in den Bänken, sank in das Mosaik des Bodens. Alles zog, sog in eine Richtung. Menschenschlange, Erwartung, es ging nur Schritt für Schritt vorwärts, diese Langsamkeit, diese geduldige Unruhe, das Flüstern besänftigte und ängstigte mich gleichermaßen, ich hatte Hoffnung und ich hatte Angst, bewegte mich hin zu einem Grab, einem Sarg, glatt-glatte Stein, warm von vielen Händen, heiliger Antonius von Padua, Schützer aller, die etwas verloren haben, hilf, hilf mir in meiner Not. Heiliger aller Verlorenen.

Suchen. Ich kann mich nur an dieses körper- und gedankenverschlingende Suchen erinnern und an die Hoffnung, durch die Fürbitte eines Heiligen das Verlorene wiederzufinden. Nur dieses Empfinden blieb – nicht, welcher Gegenstand es war und ob er gefunden wurde und ob er wirklich wichtig war. Nur das Suchen blieb und der Glaube an ein Äußeres, das Hilfe versprach.

Kann man den Glauben suchen? Oder ist er da, selbstverständlich und ungesucht, irgendwann eingesunken in die Bilder der Kindheit? In die Erinnerung an den milden Blick Mariens, die ihren Schutzmantel weit um die Menschlein schlingt, die zu ihren Füßen knien? War es ein Geruch, ein Ton, eine Melodie, die zum Glauben verführten, waren es die Glöckchen der Wandlung, das „*mea culpa*“ oder die Gebärde des dreimaligen Segnens am Ende, dem Ende von Furcht und Freude? Oder war es der vertrocknete Kranz aus Birkenzweigen um das dornengekrönte Haupt des Geschundenen irgendwo auf dem Weg einer Kreuzigung, auf einem Marterl inmitten von Wiesen, Feldern oder unter den gelben Blättern eines Bergahorns? Oder ist man geboren mit der Fähigkeit zu glauben oder sogar dem Wunsch danach? Oder ist es das Suchen, vielmehr das Suchen-Wollen von Unerklärbarem, als Schutz gegen den Zweifel, gegen die Skepsis und das Neinsagen?

„Sich immer wieder klären, dass man nicht sucht, um zu finden“, sagt Ilse Aichinger, die große Dichterin, der Schreiben „sterben lernen“ ist.

Wann fängt man an zu suchen? Waren es die Ostereier in buntem Leuchten zwischen grünbraunem Moos?

Diese glückliche Erwartung, dieses Laufen über aufbrechende Erde, von Maulwürfen und Wühlmäusen zerfurcht, noch winterfahl, aber dem Frühling entgegen? Dem Hellenen, einer Verheißung zu? Oder war es das „Bockerl“-Sammeln am Ende eines heißen Sommers, das Suchen von trockenen, aufgesprungenen Fichtenzapfen als Hilfe für das Anheizen von Küchenherd und Kachelofen in den Wintern nach Krieg und Tod? War es das Suchen nach Eierschwammerln unter hohem, feuchtem Farn oder das fokussierte, langmütige Schauen nach vierblättrigem Klee? Sucht man das Ding an sich oder sucht man die Freude, die einen selbst erfüllt oder andere glücklich machen soll mit dem Fund? Ist es die Mühe, die das Suchen besonders macht, die Anstrengung, die Geduld? Oder die Zeit, die man dem Suchen schenkt? „So suchen, daß Finden nur ein Teil des Nichtfindens ist“, schreibt die Apologetin der Vergänglichkeit Ilse Aichinger in ihren knappen Aufzeichnungen aus den Jahren 1950–1985, zusammengefasst in dem Band *Kleist, Moos, Fasane*.

Alles kann man suchen. Alles kann man verlieren. Einen Schlüssel, den Pass, eine Wohnung. Eine Erinnerung, eine blaue Blume, einen Sieg oder einen Ausweg. Man kann Gott suchen, das Glück, die Liebe. Es ist eine Bewegung, ein Vorwärts, etwas Zielgerichtetes. Oder ein Kreisen, vielleicht nur ein Kreiseln, an dessen Ende der Kreisel langsamer wird, zu taumeln beginnt, zur Seite kippt und ermattet liegenbleibt. Suchen kann schön und manisch sein, verderblich oder bereichernd, je nach der Relativität alles Betrachtens. Vielleicht ist es nur eine vermessene Zähmung der Wirklichkeit, die weitermacht, ohne inne-

zuhalten, ohne einen Blick auf uns zu werfen, auf uns Suchende.

Kann man einen Menschen, der sucht, reich nennen? Weil er etwas vor sich hat, ein Ziel, einen Sinn, etwas Fernes, auf das hinzuleben sich lohnt? Oder nennen wir ihn arm, bedauern wir ihn, weil er in immer neuen Anläufen dasselbe suchen muss oder immer etwas anderes, das glänzt und lockt und die Vergeblichkeit durch sein Glitzern verbirgt? Sehen wir ihn sozusagen auf dem Boden des Lebens kriechen, die Augen dem Nahen zugewandt und in ihm verstrickt, und sein Rücken wird immer krummer und seine Augen schlechter und sein Mut kleiner, bis ihm erschöpft Knie und Arme versagen, flach fällt er auf die Erde, wälzt sich herum, das Gesicht dem Himmel zugewandt, und jetzt, ja, jetzt endlich sieht er das Blau und die Sonne, und er reißt die Augen auf in Verwunderung, und es ist wie eine Befreiung vom schafähnlichen Rupfen an den Halmen unmittelbar vor dem eigenen Maul.

Suchen ist so einfach geworden. Ein Klick und schon steht die Mail-Adresse da, Name, Anschrift und Funktion, alles ist auf Mausclick zu suchen und zu finden in Google, Wikipedia oder wie immer sie heißen mögen, diese perfekten Suchmaschinen. Der Vorgang ist technisch und transparent, er ist ein Wunderwerk. Das Suchen hat seine Aura verloren. Vielleicht ist das gut so. Daten und Fakten sind abrufbar, aus allen Zeiten und Wissensgebieten, Netzwerke und Myriaden von Antworten lassen glauben, dass wir die Welt im Griff oder unter der „Maus“ haben, wenn wir nur richtig suchen.

Aber immer wieder ist es doch so, dass man nicht weiß, was man suchen soll? Dass das Gesuchte seine Gestalt verändert schon während der Suche oder es gar nicht mehr suchenswert scheint? Wie war das denn in den Jahren zwischen Kindheit und Erwachsenwerden, dieser Zeit des Zerrissenseins, in der ein Gedanke, der heute richtig war, morgen obsolet wurde, ein Gefühl, das beim Aufstehen überzeugend wirkte, abends lächerlich war? Als geliebte Menschen plötzlich zu Monstern wurden und Feinde über Nacht zu Freunden, jene Zeit, in der man die Haare einmal grün und einmal rot färbte und nichts genug cool und nichts genug geil sein konnte, denn nur in der Übertreibung hatte es eine Lebensdauer von ein paar Stunden, sonst war es nichts wert, war es Schrott und *fake*. Und immer diese großen Hoffnungen und diese tiefen Enttäuschungen, dieses Jubeln und Weinen, das Aufrichten und Zusammenbrechen. Alles so schnell und oft so brutal. So gnadenlos.

Und die Wahrheit ... Wer wäre nicht irgendwann in seinem Leben oder immer wieder auf der Suche nach der Wahrheit oder nach einer Wahrheit? Und ist sie dem Menschen zumutbar? „Ja, was ist denn die Wahrheit über mich, über irgendeinen?“, fragt Ingeborg Bachmann in ihrer Erzählung *Ein Wildermuth*. „Die ließe sich doch nur sagen über punktartige, aller kleinste Handlungsmomente, Gefühlsschritte, die aller kleinsten, über Tropfen und Tropfen aus dem Gedankenstrom ... All die Tausendstelsekunden von Gefallen, Angst, Begierde, Abscheu, Ruhe, Erregung, die einer durchmacht, worauf sollen die schließen lassen? Auf eins doch nur: dass er von vielem

gehabt und gelitten hat ... Oder die Wahrheit über die Welt, da ich selbst mir nicht aufgehe und da ich allein schon so verschiedenartig zu sehen, zu fühlen, zu begreifen vermag!"

Suchen. Eine Antwort suchen. Oder sind gute Fragen wichtiger als gute Antworten? Ich lese gerne Romane über das Suchen, *Don Quichote*, *Wilhelm Meister* oder Adalbert Stifters *Witiko*, W.G. Sebalds *Austerlitz* oder David Grossmans *Eine Frau flieht vor einer Nachricht* oder auch den einen oder anderen Krimi. Die erzählten Figuren sind auf der Suche nach dem Unmöglichen, nach sich selbst oder dem rechten Leben; nach der Vergangenheit, einer Schuld, einer Sühne oder einem Täter. Früher ist in den Romanen meist gefunden worden, heute wird meist verloren.

„Ach, ich habe sie verlooren, all mein Glück ist nun dahin ...“, diese Arie aus Christoph Willibald Glucks Oper über Orpheus und Eurydike hat mich durch meine Jugend begleitet, dieses Lied über Schmerz und Verlust. Die zerkratzte Schallplatte habe ich überallhin mitgenommen, bei allen Umzügen und Wohnungswechseln; ich habe sie immer wieder aufgelegt und die Nadel immer nur in die Rille vor dieser einen Arie des Orpheus gesetzt. Ich habe die Platte schon lange nicht mehr gehört und gehe sie suchen in meinem Regal. Sie ist nicht da. Eine Art von Trauer steigt in mir auf. Es mag wohl die Melancholie über den Verlust von einem Stück vergangenen Lebens sein.

„Aufstehen, verlieren, suchen“, sagt Ilse Aichinger.

Ja, aufstehen und gehen. Weitermachen. Zurücklassen. Ballast abwerfen.

Sich in den Fluss werfen. Sich treiben lassen, wie es östliche Weisheit lehrt. Das Individuum nicht so hoch wert und wichtig schätzen, vielmehr lassen, werden lassen, gehen lassen. Aber wir hier in der Mitte Europas, haben wir nicht den *Faust* studiert und suchen und suchen und glauben, dass uns nur die Suche vorantreibt nach immer Neuem, Extremem? Höher, tiefer, weiter, mehr und noch mehr? Wohin? Ist die Suche zur Sucht geworden? Nein, diese Worte haben ursprünglich nichts miteinander zu tun, Sucht kommt von Kranksein, steht im Grimm'schen Wörterbuch zu lesen, sinngemäß ist es mehr mit „morbus“, „passio“ und „cupiditas“ verbunden als mit dem Verb des Suchens.

Und ich suche in diesem klugen Kompendium von 33 Bänden nach dem Suchen und seinen Zusammenhängen und verliere mich in tausend Einzelheiten, die mich nicht weiterbringen, aber nach „SUCHEN“ kommt dennoch die „SUCHT“ im Alphabet und ich bin es müde geworden, über das Suchen nachzudenken, bin der Kreisel, der taumelt und zur Seite kippt und erschöpft liegenbleibt.

Schließe alle Bücher, alle Gedanken. Gehe hinüber in das andere Zimmer, zu ihm, den ich nicht gesucht, aber für unser Leben gefunden habe, und nehme zwei große, bauchige Gläser für roten Wein mit. Und werde vielleicht später träumen, wonach ich morgen suchen werde, es gibt noch viel zu tun. Jetzt bin ich müde, suche nur noch einen Satz von Ilse Aichinger:

„Suchen ist identisch mit Spielen. Finden kann man nichts, weder Lösungen noch Dinge.

Auch gefunden bleiben sie immer zu suchen und ebenso wie ungefunden.“